

ARMIN T. WEGNER

Der Knabe Hüssein und andere Erzählungen

*Herausgegeben von
Volker Weidermann*

Armin T. Wegner
Der Knabe Hüssein
und andere Erzählungen

Armin T. Wegner
Ausgewählte Werke
in Einzelbänden

Herausgegeben von Ulrich Klan
im Auftrag der
Armin T. Wegner Gesellschaft

Armin T. Wegner
Der Knabe Hüssein
und andere Erzählungen

Herausgegeben von
Volker Weidermann



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Gedichte in Prosa Ein Skizzenbuch aus Heimat und Wanderschaft

Skizzen und Aquarelle

Die Orange	11
In der Campagna	12
Die Großmutter	15
Muscheln	16

Lehrgedichte in Prosa

Der Dichter	18
Die Rose	18
Das Fenster	19
Es ist eine weite Kluft	20
Aus der Schulzeit	21
Die Königin der Nacht	22
Heimkehr	23
Der Künstler	24
Der Turm	25

Märchen und Satyren

Ein Philister	27
Der Apfelbaum	27
Der Mühlenstein	29
Die Seeigel-Grotte	36
Das Bett	40

Balladen in Prosa

Das Herz	48
Historie	49
Der Bahnwärter	51
Der Schiffbrüchige	56
Ein Prophet	57

Grotesken und Allegorien

Pest.	60
Die Kirche.	61
Schicksal	63
Die Greisin	64
Die drei Träume	68

Im Hause der Glückseligkeit

Die Verführung des Frühlings	79
Ewige Heimkehr	83
Den Eseln Stambuls	85
Das Sterben der Steine	86
Reise nach den Dardanellen.	90
Tekir-Dagh	95
Die Steppe.	102
An meinen Bruder im Tode.	105
Meine Straße segelt.	106
Die Katzen von Tschanak-Kale	110
Der Weg nach Keschan	113
Ich fahre über die Weintraubenbrücke.	118
Der Scheiterhaufen der Armut	122
Einer armenischen Mutter.	127
Der Teppich	129
Der Erhängte	131

Der Knabe Hüssein Türkische Novellen

Der Knabe Hüssein	137
Der Bankier.	155
Osman.	187
Der Sturm auf das Frauenbad	225

Einzelne Erzählungen

Bildnis einer Stimme	243
Das Licht über dem Tal	243
Der Knabe Atam	249
Die Schiene	256
Die gestohlene Stimme	262
Stromboli oder Die Erde Gottes	268
Zwiegespräch mit einem Toten	276

Der Stern. Armin T. Wegners Erzählungen

<i>Volker Weidermann</i>	295
Zu dieser Ausgabe. <i>Ulrich Klan</i>	303
Lebenslauf Armin T. Wegners (1886-1978)	305
Nachweise	309
Dank	311

Gedichte in Prosa

Ein Skizzenbuch
aus Heimat und Wanderschaft

Skizzen und Aquarelle

Die Orange

Es war am Golf von Neapel. Die Sonne brannte, das Meer lag blau, unbeweglich, in wunderbarem Glanz gehüllt. Ich hatte mich am Ufer auf einen Stein gesetzt und schaute nach Capri hinüber.

Da sah ich nicht weit im Staub eine Orange liegen, eine ganz kleine, rotbraune und leuchtende Orange. Weil es heiß war, hatte ich das Haupt gesenkt und blickte sie an, und mir war gleich, als müßte ich ihre Geschichte kennen ...

Vor ein paar Tagen noch hatte sie oben in den Orangengärten, dicht unterhalb von San Elmo an einem Baume gehangen. Da war in der Frühe Enriko, der kleine Zeitungsjunge gekommen, bei dem ich mir jeden Mittag an der Straßenecke die Gazetta holte, hatte mit seinen großen, schwarzen Augen über den Zaun gelugt, sich umgesehen, ob niemand in der Nähe wäre, und war hinübergeklettert, um mit ein paar größeren Apfelsinen auch die kleine rotbraune Orange von den Zweigen zu pflücken. Er hatte sie alle in den Taschen seiner viel zu langen Hose versenkt, welche nur die nackten Füße frei ließ, die von der Sonne ganz verbrannt waren und eine tiefbraune bronzene Farbe hatten. Dann war er in die Stadt hinunter geeilt.

Am Nachmittag aber war Sylvio zu ihm gekommen; das war ein großer stämmiger Bursche, der jeden Morgen seine Ziegenherde an meinem Hause vorüber trieb. Dort wurden sie gemolken, gleich vor der Tür ... und man denke, das mitten in einer großen Stadt. Es sah nicht sehr sauber aus, und die Ziegen machten die Straßen auch nicht reinlicher, nein wirklich, das konnte niemand behaupten.

Also Sylvio war gekommen und hatte mit ihm Boccia spielen wollen. Da nahm Enriko seine Apfelsinen heraus, um sie als

Kugeln zu verwenden; die dunkelbraune Orange aber hatten sie als Zielkugel ausgeworfen. Sylvio war um einen ganzen Kopf größer als Enriko, seine zerschundene Bluse verbarg viel stärkere Arme und Muskeln, und er nahm dem kleinen Zeitungsjungen die einzigen drei Soldi fort, die er mittags für seine Blätter bekommen hatte. Enriko wehrte sich gegen den großen Kameraden; denn er sah es ganz gut, daß Sylvio ihn im Spiel betrog, seine Orange, die er geworfen hatte, lag näher am Ziel. Sylvio aber war der Stärkere, und als Enriko ihn am Rock zog, versetzte er ihm einen Schlag ins Gesicht, daß er beinahe zur Erde taumelte. Da hatte er seine Orangen genommen und war scheltend davongelaufen. Man hörte seine kleine knurrende Stimme noch, als er schon in der nächsten Straße verschwunden war ...

Nur die kleine rotbraune Apfelsine, die vergaß er. Da lag sie nun verlassen am Ufer und leuchtete hell aus dem grauen Staub hervor. Ich wollte sie an mich nehmen, aber da sah ich, daß die Frucht schlecht geworden war; als ich sie aufhob, zerfiel sie mir in den Händen.

In der Campagna *Idyllen*

I

Hast du schon einmal auf den Hügeln der Campagna gesessen?

Wie eine schmale Linie liegt die alte Römerstraße neben dir, weit in das Endlose hinausgezogen. Dahinter die roten Mauerreste der alten Gräber, auf denen die Sonne brennt, und der dunkle, ausgespannte Fächer der Pinien.

Die flachen Hügel sind um dich gebreitet wie die erstarrten Wogen eines Meeres, und überall leuchtet dieses Grün ... so weit du schaust.

Von Zeit zu Zeit nur taucht eine Strohhütte der Hirten auf, mit dem schmalen Giebel, dem Kreuz auf der Spitze, und da-

neben die Hürden für die Schafe. Oder du siehst in der Ferne die Lämmer grasen und dahinter auf einem Abhang, am Stabe ragend den Hirten: einsam, unbeweglich.

Und du läufst an den hohen Mauern entlang, die einst das Wasser über diese Felder führten, und die Bogen verschlingen sich über dir, als liefen sie mit.

Zu deinen Füßen leuchten die kleinen Hungerblümchen, hunderte und aberhunderte; du möchtest dich niederlegen in dieses weiße Lager und hast doch Angst, nur die Füße darauf zu setzen. Immer weiter gehst du. Neue Mauern tauchen auf hinter der endlos überwachsenen Fläche, alte zerfallene Tore, durch die du den Himmel schaust.

Und du steigst auf einen Hügel und läßt dich auf den warmen Boden nieder, das Haupt in den Gräsern, und starrst einer weißen Frühlingswolke nach, die in die Ferne zieht, immer weiter und weiter ...

Wer einmal auf den Hügeln der Campagna gesessen hat, der vergißt sie nicht mehr.

II

Und du stehst am Gotengrab. Und es ist Mittag.

Über dir im Himmel verloren singt einsam eine Lerche. Fern, wo die Häuser der Stadt liegen, glänzt die Kuppel von St. Peter in der Sonne, weit wie ein Hügel über der Ebene erhoben; zu deiner Rechten aber ragen die Albanerberge, in Licht zerflossen.

Die heiße Luft zittert über der Wiese, und hinter den Pinienn, wo die Schafe weiden, hat sich der Hirte in das Gras gestreckt. Ein Karren kommt die alte Römerstraße herabgerollt; der Knabe auf dem Bock ist eingeschlafen. Langsam, Schritt für Schritt, zieht der Maulesel den Karren weiter, einen Halm nach dem andern aus dem Heubündel ziehend, das neben ihm an die Deichselstange gebunden ist.

Und es wird immer stiller. Und du läßt dich von neuem in das heiße Licht nieder, dicht neben der alten Grabmauer. Ein paar Eidechsen schrecken vor deinen Schritten auf und ver-

kriechen sich in die Erdlöcher. Du träumst von irgend einem Lieben, das dir in der Ferne blieb, und fühlst, wie die heiße Sonne dir durch die Glieder rinnt.

Ganz still ist es geworden. Nur über dir die Lerche singt immer noch.

III

Wenn aber die Dämmerung kommt, werden die alten Gräber um dich lebendig. Schatten kriechen durch die Trümmer der hohen Mauerbogen, die finsternen Wesen gleich an der Erde kauern.

Ein paar Büffel, mit ihren breiten, hochgeschwungenen Hörnern kommen die Straße herab. Der Führer ruft dir durch die Dämmerung einen Gruß zu; halblaut fliegt der Schall zu dir herüber.

Hinter den Hügeln in der Ferne ruht der letzte Schein des verlassenden Tages wie ein verglimmendes Osterfeuer. Noch siehst du im Zwielficht das schwarze Kreuz am Giebel des Hirtenhauses ragen und, die Schafe heimtreibend, den Hirten, der sich wie ein dunkler Schattenriß vom Abendhimmel hebt.

Immer höher wachsen die alten Mauerbogen in die Finsternis hinauf; riesenhaften Gestalten gleich, mit trotzigem Häuptern, recken sich die Gräbersteine über den Weg. Wolken sind über die Sonne gestiegen und haben alle Farben von den Hügeln genommen. Die Pinien mit ihren dunklen Kronen rauschen zu dir herüber, düster, als hätten sie dir ein Geheimnisvolles zu sagen.

Ernst und schweigsam wird die Campagna. Es liegt etwas von der Schwermut deiner nordischen Heimat darin ... vielleicht, daß sie dir darum so lieb ist.

IV

Und immer später wird es. Von den Albanerbergen kommt die Nacht gestiegen und fällt wie ein kühler Regen auf dich herab.

Der Hirte hat seine Schafe eingepfercht, und ein Feuer-
schein steigt aus dem Tor seiner Hütte.

Nun sind auch die hohen Mauerbogen in Finsternis versun-
ken, und nur einmal noch bleibst du stehen, um nach dem
Monde zu schauen, der hinter ein paar blauen Regenwolken
aufsteigt, wie ein blasses, verweintes Auge.

Bis es dann immer später und später geworden, bis auch der
letzte Abendschein erlischt, der so lange über den fernen Häu-
sern ruhte, bis auch die Kuppel von St. Peter ihren Glanz ver-
loren, um in das Dunkel zu tauchen ... und du müde heim-
kehrst in die Straßen der ewigen Stadt.

Die Großmutter

Von meiner Großmutter will ich erzählen. Ganz oben in den
Bergen, wo die Tannen rauschen und wo die Straße sich in den
Wäldern verliert, da steht ihr Haus.

Es ist ein kleines, stilles Haus, fern über allen Abgründen
der Welt. Da wohnt die Alte, ganz einsam. Da gießt sie die
Blumen in ihrem Garten, wenn es Sommer ist, und horcht auf
das Röhren der Hirsche in den schwarzen Tannen, wenn der
Herbst kommt. Ihr Gesicht ist wie ein altes Buch, und es steht
viel darin geschrieben von Mühe und Bitternis; aber ihre
Stimme ist weich und voll Güte, denn sie kommt aus einer
Seele, die schon abgerechnet hat mit einem Leben, und die
allen vergeben hat.

Dort oben ist auch das Zimmer, wo die alten Bilder hän-
gen, von denen mir meine Mutter schon erzählt hat, da ich
noch klein war, und die sie auch lieb hatte, da sie selber noch
klein war, denn es wohnt mehr als eine Kindheit in diesem
Hause.

Und noch ein anderes Zimmer liegt dort oben; aber das ist
ganz verlassen. Nur manchmal, in stillen Stunden, geht meine
Großmutter hinein und liest wieder in den alten, tränenschwe-
ren Briefen und denkt an die Zeit zurück, da der Großvater

noch lebte, und segnet in Gedanken ihre Kinder, die nun fern über der See sind, in einem fremden Lande.

Manchmal fahr ich zu der Alten hinauf.

Wenn es Abend ist, komme ich über die Höhen gestiegen und sehe das Licht ihres Hauses schon von fern durch die Dämmerung leuchten. Wenn ich dann den blinden Türklopfer gegen das Tor schlage, kommt auch schon die alte Magd und lächelt und läßt mich herein. Ich trete in das Wohnzimmer, und eine brennende Lampe steht auf dem Tisch, und ein aufgeschlagenes Buch liegt daneben. Und es steht jemand am Fenster und sieht den Weg hinunter. Und wie er sich umschaute, sehe ich, daß es meine Großmutter ist, und ich gebe ihr die Hand und sage: »Guten Abend, Großmutter!«

Sie aber küßt mich auf die Stirn und erwidert: »Guten Abend, ... mein Junge!«

Und wenn sie das gesagt hat, weiß ich, daß ich nun fern bin von aller Welt und für ein paar Tage Ruhe und Frieden habe.

Muscheln

Ehe ich Abschied nahm von der See, lief ich noch einmal an den Strand hinunter und sammelte mir ein paar von den bunten Muscheln, die mir die Wellen vor die Füße spülten: braune, gelbe, schwarze, blauschimmernde, weiße und rötliche Muscheln. Immer wieder fand ich eine neue, die in einer anderen Farbe leuchtete, und dann stieg ich zu dem alten Fischer in seine Hütte hinauf und ließ mir ein paar von den ganz großen Muscheln schenken, die mit langen Schleppnetzen aus der Tiefe geholt werden, und wie man sie nur unten am Grunde des Meeres findet, breite Tigermuscheln mit gezähnten Lippen und glänzend weiße mit rotem Munde, mit Stacheln besetzt und seltsam geschwungenen Hörnern. Ich spülte sie alle im Seewasser vom Sande rein und ließ sie am Strand in der Sonne trocknen, ehe ich sie mit nach Hause nahm, weit in das Land hinein.

Nun liegen sie alle in meinem Zimmer oben auf dem Schrank, kleine und große Muscheln, braune und gelbe, schwarze und blaue und rosa schimmernde, große getigerte und glänzend weiße mit geschwungenen Hörnern. Zuweilen nehme ich sie in die Hand und spiele mit ihnen, oder ich halte sie mir an das Ohr und lausche auf ihre Stimme. Sie wissen mir immer etwas zu erzählen, die einen laut, die andern leise, vom Strand und von den Dünen, von den spielenden Kindern am Ufer und von den tausend Wegen, die ich täglich gegangen. Am liebsten aber ist mir eine große, weiße Muschel, die einen ganzen Kranz von stachligen Zähnen auf dem Rücken trägt. Wenn ich sie mir an das Ohr halte, kann ich deutlich das Rauschen des Meeres hören und das Wehen des Hafers auf der Düne, und wenn ich die Augen dabei schließe, sehe ich den Strand wieder vor mir, die schmale, weiße Sandfläche und wie dunkle Flecken am Rand das angespülte Seegras. Oben auf der Düne aber sehe ich mich selber liegen und träumen, während die Möwen mit leisem Schrei an mir vorüber fliegen, hinaus auf das Wasser, und ich ihnen nachschaue über die glitzernden Wellen, auf denen ganz in der Ferne mit leuchtendem Segel die Schifferboote schaukeln, die schon in der Frühe hinausfahren auf das Meer ... und auf einmal ist es mir, als hörte ich eine Mädchenstimme singen, leise, leise aus dem Innern der Muschel durch Wellenrauschen und Kinderlachen:

Kehrt die Möwe heim vom Meer,
Taucht zur Flut die Sonne nieder,
Weht der Wind von Süden her,
Weht der Wind von Süden her,
Kommt mein brauner Fischer wieder.

Lehrgedichte in Prosa

Der Dichter

Eines Tages besuchte ich einen jungen Dichter. Ich mußte fünf schmale, sandbestreute Treppen hinaufsteigen, ehe ich an seine Tür klopfen konnte.

Es war ein Dachstübchen, in dem er wohnte, mit dem Blick über die Häuser der Stadt. An der einen Seite stand ein Schrank mit einem wilden Durcheinander von alten Büchern und Schriften, Brauchbares und Unbrauchbares. Ein Tisch und ein Sofa waren noch da, aus dessen fadenscheinig gewordenem Tuch die Sägespreu auf den Boden fiel, und einige bunte, verwaschene Bilder an den Wänden, aus irgend einer Zeitschrift herausgeschnitten.

Da saß ich nun im Winkel, auf einem Haufen alter, schon gebrauchter Wäsche, und er mir gegenüber auf dem Rand seines Bettes, mir seine Verse vorlesend.

Ich achtete nicht auf ihren Inhalt, ich sah nur sein gelbes, verhungertes Gesicht, das glänzend gewordene Tuch seines Kleides und seinen alten, ausgefransten Kragen.

Ich wollte ihm Vorstellungen machen, wollte ihn trösten und ihm meine Hilfe anbieten, damit er ein neues Leben beginnen könnte, einen Erwerb, der ihm Brot brachte ... er aber ging still zum Fenster, zog die Vorhänge beiseite und sagte:

»Wie schön ist heute die Nacht!«

Die Rose

Einmal, als ich unser Haus verließ, traf ich auf der Straße einen großen Auflauf von Menschen. Ich wollte seitwärts vorübergehen, unbekümmert um jenen Gegenstand, der die Neugier

des Volkes erregt hatte, als ein entfernter Bekannter aus der Menge heraus mir zuwinkte.

Ich trat heran in dem Glauben, irgend etwas zu finden, das meine Augen erfreuen würde, vielleicht ein Denkmal, das errichtet wurde, oder wenigstens einen unbekanntem Gegenstand, den Vertreter eines fremden Volkes, oder sonst etwas, das die Neugier der Menge erregen konnte.

Aber ich fand nichts, als eine arme mit dem Kot der Straße bedeckte Frau, die besinnungslos am Boden lag, weil ein Wagen ihr über den Fuß gefahren war; eine graue Schwester hatte sich helfend über sie gebeugt. Die Menge stand untätig daneben, voll Neugier und Erwartung; die Kinder baten ihre Mütter, sie in die Höhe zu heben, damit sie auch etwas sehen konnten, und aller Blicke hingen begierig an der breiten Blutlache, die aus dem zerbrochenen Glied auf die Steine tropfte.

Mir ekelte; ich knöpfte mich fester in den Mantel und ging fort.

Nach einigen Schritten aber blieb ich überrascht stehen. Vor mir lag eine weite, grüne Rasenfläche und in der Mitte, ganz allein, stand eine große, dunkelrote Rose.

Seltsam: die Rose stand ganz allein.

Das Fenster

Dicht an der Straße, die ich täglich durchwandern muß, in einem niedrigen Hause liegt ein Fenster, hinter dem man das sanfte und stille Gesicht eines Greises erblickt.

Jeden Morgen und Abend, wenn ich vorüberkomme, ob es regnet, oder der Himmel voll Sonne ist, sehe ich ihn dort sitzen und über die volkbelebte Straße schauen. Das stille, alte Gesicht, mit den weißen Haaren, den tiefen Falten in der Stirn, diesen sanften Augen, aus denen eine Güte spricht, von der ich als Kind immer glaubte, daß sie aus den Augen Gott-Vaters schauen müßte, das alles hat etwas so Stolzes, Königliches, daß

ich immer beschämt die Blicke niederschlage, wenn ich vorüberkomme. Dieser fremde alte Mann, dessen Namen ich nicht einmal kenne, und der noch viel weniger von mir gehört haben kann, kommt mir vor wie auf einem Thron, wie auf einer Insel, fernab von allem Drange und aller lärmenden Unruhe unseres Lebens, an einem Strand, den die Wogen des Alltags nur noch leise, wie zum Abschied berühren.

Immer wenn ich unzufrieden mit meinem Leben und meinem Schicksal bin, dann denke ich an dieses friedliche Gesicht, das hilft mir die schwere Last leichter tragen.

Und ihr alle, die ihr klagt und murt gegen euer Geschick, die ihr müde und verbittert seid, die ihr euren Vätern zürnt und eure Kinder scheltet, die ihr verlassen an den Gräbern weint und frierend vor den Türen bittet, euch alle möchte ich um dieses stille Fenster versammeln, euch allen möchte ich dieses friedliche Antlitz eines Greises zeigen ... es würde euch erzählen von einem ganzen der Arbeit gewidmeten Menschenleben, von einem Leben, klaglos zugebracht unter Mühe und Drangsal.

Es ist eine weite Kluft

Wenn ihr unseren Staat lobt, seinen Kaiser und seine guten Gesetze, so muß ich euch recht geben, und doch kann ich nicht umhin, dabei immer meiner Mutter zu gedenken.

Sie stand einmal am Fenster ... es ist lange her, zu der Zeit, da wir noch ein eigenes Haus besaßen, das auf einem Hügel der Vorstadt lag, einen Hof und einen Garten.

»Siehst du den greisen Mann da drüben?« sagte sie und wies auf einen krüpplichen Alten mit einem Stelzfuß, der unten, jenseits der Straße die Wege kehrte. »Er kam einmal mit einer Bitte zu mir. Er hatte ein Haus geerbt, und froh darüber, im guten Glauben, daß er nun das Glück in Händen hielte, hatte er die Erbschaft angenommen. Doch da er die Hütte betrat, war sie alt und eingefallen, und es lagen Schulden darauf, mehr

denn das Haus wert war. Und wenn es ihm vorher auch schlecht gegangen, so war er jetzt so arm und elend, daß er nicht mehr zu leben wußte.

Ich habe ihm damals aus der Not geholfen. Ich bin für ihn zum Richter gegangen und habe die Papiere für ihn geordnet, denn er war so arm und elend, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte. Kaum daß er mit seiner zitternden, rauhen Hand, mißtrauisch von der Seite auf mich blickend, die drei Kreuze unter das Schriftstücke setzte.

Und heute, siehst du ... heute ist Wahltag. Heute wird er sein Recht ausüben wie jeder andere, darf seine Stimme abgeben, wie es ihm gut dünkt, und ich ...« Sie schwieg.

Ich wußte, was sie sagen wollte: sie war ein Weib.

Da stand sie, auf den Höhen des Lebens, den Blick über die Häuser frei und doch gebunden. Unten am Rande der Mauern aber, jenseits der Straße, nahm der alte Mann im Bewußtsein seiner Pflicht den Besen und machte sich auf den Weg.

Da ging er, ein Greis, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, der jeden Abend vor der Schenke stand und seinen Schnaps trank, mit seinem braunen, abgeschabten Rock und seinen groben, abgetragenen Schuhen, klein, krüpplich und verwachsen; aber frei.

Es ist eine weite Kluft: diesseits und jenseits der Straße.

Aus der Schulzeit

Ich erinnere mich an einen Tag aus meiner Schulzeit. Wir hatten im Klassenzimmer von den Sagen der alten Griechen gehört, von Perseus und Theseus, von Achill und Odysseus und Herakles, und wie ihre Namen alle lauten.

Nun standen wir in der Zwischenstunde unten auf der Straße, in ein Gespräch vertieft, voll stiller Ehrfurcht und Bewunderung für die Helden der alten Welt.

Währenddessen kam ein Weib über den Weg gegangen, das die Frucht ihrer Mutterschaft unter der Schürze trug. Es

mochte wohl die Frau eines Arbeiters sein; denn sie ging unbedeckt und trug einen Tonkrug am Arm. Sie sah bleich und elend aus, und ein sich sträubendes Kind hatte sich hinter ihr an das Kleid geklammert. Als meine Kameraden sie erblickten, lachten sie und stießen sich in die Seite und spotteten laut über das arme Weib.

Ich sehe noch: wie sie rot wurde und das Kind am Arme nehmend sich mühsam über die Straße schlepte, um ihrem Manne das Essen zu bringen, bis auf die andere Seite des Weges, wo die Arbeiter das Pflaster aufgerissen hatten.

Ich weiß noch, wie ich mitlachte; was sollte ich auch anderes tun?

Heute schäme ich mich dessen; aber ich bin alt geworden darüber. Jahre habe ich gebraucht, um begreifen zu lernen, daß jenes Weib eine tapfrere Kriegerin war, als alle Sagen gestalten unserer Kindheit.

Die Königin der Nacht

In einem Treibhause blühte die Königin der Nacht.

In zwei Reihen standen die Pagen den dunklen Lorbeergang entlang, mit erhobenen Fackeln und erleuchteten die weite Halle. Vor der Marmorgrotte, in der die fremdländische Blume aufgestellt war, stand der Fürst, der Besitzer dieser märchenhaften Gärten, hinter ihm drängte sich sein Gefolge, die Hofleute und Kammerfrauen, und aller Blicke hingen voll Erwartung an der noch halbgeschlossenen Blüte, deren weiße Blätter sich in dem unruhigen Licht der Fackeln zitternd erhoben.

Die anderen Pflanzen des Hauses aber, durch die Helle und die Tritte der Menschen aus dem Schlaf geweckt, begannen sich gleichfalls zu regen und bewegten die Blätter. »Ich weiß gar nicht«, flüsterte eine kleine Monatsrose, noch trunken von Schlaf, »was eigentlich diese vielen Menschen wollen. Seltsam« – und hier wandte sie ihre taufeuchte Blüte der Königin

der Nacht entgegen – »du bist eine so teure, nutzlose Pflanze, nur in fernen entlegenen Ländern kann man dich finden, du bedarfst einer so großen Pflege, jahrelang stehst du in deinem unscheinbaren Kleid, du kostest so viel Mühe und Arbeit und blühst doch kaum einmal in deinem Leben. ... Sieh mich an, ich bedarf keiner Sorge, ich bin mit einer Hand voll Erde und ein wenig Wasser zufrieden und blühe doch jeden Monat von neuem, so oft auch der Gärtner kommt, um meine Zweige zu beschneiden.«

»Du hast recht«, erwiderte mit einem leisen Hauch die Königin der Nacht, und ihre Staubgefäße traten wie eine goldene Krone aus dem offenen Kelch hervor. »Ich blühe nur einmal, wenige Stunden hindurch, vielleicht nur eine einzige Nacht in meinem Leben – aber wenn ich blühe, so rauben selbst Fürsten sich den Schlaf, mich zu bewundern, und die Dichter besingen mich in ihrem Lied!«

Heimkehr

Ich hatte Jahre im Auslande verbracht, jenseits der Grenze ... Jahre voll Freiheit, voll köstlicher, kettenloser und wegfremder Freiheit.

Nun kehre ich zurück an die Stätte meiner Jugend, ich wollte heim. Mich zog es zu dieser Scholle, der ich geflucht, da ich sie verließ, zu diesem Lande, das ich verachtet, weil es mich an meinen Zielen gehindert, mir Schranken in den Weg gelegt hatte. Ich lächelte über den Schwur, den ich einst im Aufbrausen der Stunde getan, nie mehr diese Erde zu betreten. Ich wollte heim; es war ja das Land meiner Väter.

Ich kam zu Fuß. Der Weg führte mich über das Gebirge. Ich wußte: über diese Schluchten sollte die Grenze gehen; aber die wachsende Dunkelheit hüllte das Gebirge in Schleier.

Da suchte ich nach einem Licht, nach dem Schein eines Hauses, nach irgend einem Zeichen am Wege, das mich die alte Heimat wiedererkennen ließe.

Endlich fand ich ein Schild, das an einen Baum geschlagen war; im scheidenden Lichte entzifferte ich die Worte: »Verbotener Weg«.

Und ich lächelte in trüber Erkenntnis; nun wußte ich, daß ich wieder in Deutschland war!

Der Künstler

In einem Garten summte ein Schwarm Alltagsfliegen. Immer von einem Ende des Zaunes flogen sie bis zum andern; täglich war es dasselbe Spiel.

Ein Knabe, der im Garten stand, schaute ihnen zu, lüstern nach hohen Zielen und sagte: »Ihr Leben ist so eintönig und leer an Schönheit; ich will ihren Tagen einen Inhalt geben.«

Und er begann ein Lied zu singen von der Bitternis und der Lust des Lebens, und seine Stimme war von so wunderbarer Macht, daß selbst die Vögel, die auf dem Eisendraht über der Zaunkante saßen, still wurden und ihm lauschten.

Die Alltagsfliegen aber summten weiter, und ihre kleinen, aschgrauen Flügel zitterten und verdunkelten das Licht.

Da pflückte der Knabe ihnen die schönsten Blüten von den Beeten und brach die reifsten Früchte von den Bäumen und hielt sie ihnen empor ... Sie aber achteten nicht auf seine Worte und schwirrten ihm um das Haupt, und ihre eintönige, sinnlose Melodie drang ihm zu Ohren. Da glaubte er ihre Stimme zu verstehen. »Uns dürstet«, summten sie, »uns dürstet!« und er lief an den Brunnen des Gartens, um Wasser zu holen; aber er war leer bis auf den Grund. Und er schaute sich um voll Verzweiflung, und als er wieder das Summen über seinem Haupte hörte, brachte er ihnen das letzte Opfer, denn er wollte ja ihr Leben mit Schönheit füllen. Und er nahm ein Messer und durchschnitt sich eine Ader; aber es schmerzte ihn so, daß er laut aufschrie. Und er nahm eine Schale und ließ sein Herzblut hineinfließen und reichte sie ihnen.

Die Alltagsfliegen aber summten weiter ... weiter von einem Ende des Zaunes bis zum andern; ohne Aufhören taumelten sie in ihrem trunkenen Tanz durch das gelbe Sonnenlicht.

Und während der Knabe auf den Boden sank, entkräftet durch den Blutverlust und zum Sterben matt, kam der Hund des Nachbars in den Garten gelaufen. Unter einer Latte des Zaunes zwängte er sich hindurch, und sein Fell war grau vom Staub der Straße. Schaum stand ihm vor den Lippen, während er mit bebender Nüster den Fuß einer alten Eiche bewitterte und niederhockte zwischen ihren Wurzeln, die halb verdorrt weit aus dem Erdboden emportraten.

In diesem Augenblick verließ den Knaben das Leben; aber sein brechendes Auge konnte doch noch sehen, wie die Alltagsfliegen inne hielten in ihrem Tanz und vor Freude summend sich niederließen auf den bläßlichen Unrat des Tieres.

Der Turm

»Ewig sind wir«, rauschten die alten Tannen auf der Höhe des Berges, »ewig«.

Und der steile Festungsturm, der ihnen gegenüber auf einem schroffen Felsen stand, heulte zurück durch das Wehen des Sturmes: »Ich werde noch ewiger sein! Seht meine starken Mauern an, meine Brustwehr und meine Zinnen; wo ist der Feind, der mir schaden könnte? ...«

Und die Tannen rauschten fort, und der Turm reckte sich noch stolzer in die Höhe. –

So vergingen einhundert Jahre.

Da war der Turm alt und grau geworden, und eine tiefe Runzel klaffte durch seine Stirn.

Die Tannen auf der Höhe aber rauschten noch immer: »Ewig sind wir, ewig.«

Der Wind trug ihr Rauschen zu dem alten Bergriesen hinüber und sie fragten ihn: »Nun, glaubst du noch immer, daß du uns überdauern wirst?«

»Was wollt ihr?« heulte der Turm zur Antwort und versuchte noch einmal den gebeugten Rücken zu strecken. »Habe ich nicht allen Feinden Trotz geboten? Ist nicht das Kriegsvolk vergebens gegen meine Zinne gezogen mit Schwert und Donner? Ist nicht der Blitz des Himmels in meinen First herabgeschlagen, und ich blieb stehen aufrecht und unbeweglich? ... Aber andere kamen« – so setzte er nach einer Weile mit leisem Stöhnen hinzu – »andere, die ich nicht erwartet hatte. Gras hat sich zwischen die Fugen meiner Zinnen gesetzt. Heimliche, lichtscheue Wesen, Mäuse und Maulwürfe, unterirdisches Getier hat meine Mauern unterwühlt und untergraben.«

»Die also sind es, die dich so alt gemacht haben?« rauschten die Tannen.

Der Turm erwiderte nichts mehr; die tiefe Runzel in seiner Stirn war noch breiter geworden.

Märchen und Satyren

Ein Philister

Auf dem Platz vor dem Gartentisch nahm ein alter Spatz sein Sandbad. »Piep«, sagte er und lüftete den einen Flügel. »Piep«, sagte er und lüftete den andern.

Dann schaute er sich um und brummte: »Merkwürdig ... ich bin ganz allein. Die jungen Sperlinge sind alle in den Nachbarhof geflogen; da soll ein großer, weißer Sandhaufen liegen, auf dem nehmen sie ihr Morgenbad. Welch eine Kühnheit ist das, Welch eine unbegreifliche Verirrung! Dieses Sandbad hier ist gut; zwar ist der Sand etwas schwarz und rußig, aber er ist fein und glatt, er bleibt nicht zwischen den Federn hängen. Es ist Wahnsinn in einen anderen Hof zu gehen. Ich habe dieses Sandbad hier als gut erfunden, und das genügt! ... Schrecklich diese modernen Ideen!«

»Piep«, sagte er und lüftete den einen Flügel. »Piep«, sagte er und lüftete den andern. Dann pustete er sich auf, rund und voll, und rief noch einmal zornig:

»Piep! Ich bleibe beim alten!«

Der Apfelbaum

In unserem Garten der Apfelbaum schüttelte seine Zweige und warf mir eine Handvoll seiner weißen Blüten auf den Tisch. Dann erzählte er mir eine Geschichte aus seinem Leben.

»Als ich noch jung und klein war«, sagte er, »hatte mich dein Großvater sehr lieb. Er hatte mich ja auch selbst beim Obstgärtner für vieles Geld erstanden. Jeden Abend kam er und putzte meine Blätter, und als ich etwas größer geworden war, band er mich an einen festen Stab, damit mich der Wind nicht umwerfen sollte.

Ein Jahr später trug ich meine ersten Blüten, kleine, rosa-schimmernde Blüten, von denen sechs zu Früchten ansetzten. Als es noch unscheinbare, grüne Äpfel waren, kroch der Wurm in die eine Frucht, und sie wurde faul und fiel zu Boden. So blieben nur noch fünf kleine Äpfel übrig, aber sie wurden größer von Tag zu Tag, und die Sonne wärmte sie mit ihren Strahlen. Jeden Abend kam dein Großvater und betrachtete sie mit leuchtenden Augen. Er lächelte, wenn er sah, wie sie sich röteten, und freute sich auf die Stunde, wo er die ersten Früchte pflücken würde.

Zu jener Zeit war dein Vater noch ein kleiner Bube, der den ganzen Tag im Garten herumtollte und deiner Großmutter viel Mühe machte. Der sah eines Tages die fünf kleinen, runden Äpfel hängen, und weil sie so schön rot waren, stürzte er gleich darauf zu und riß sie herunter, alle fünf.

Als dann dein Großvater in den Garten kam, lief ihm sein Junge freudestrahlend entgegen und rief: ›Sieh mal, was ich habe Vater! ...‹ Dabei zeigte er ihm die Äpfel.

Als das dein Großvater sah, wurde er so böse, daß er seinem Kinde einen heftigen Streich auf die Backe gab. Dann schalt er es aus und verbot ihm streng, je wieder das Bäumchen zu berühren. Seine Freude war nun zerstört. Dein Vater aber blieb ganz erschrocken stehen und ließ die Äpfel alle auf die Erde fallen, denn er wußte gar nicht, was er eigentlich getan hatte.

Am Abend desselben Tages, als dein Großvater die Kinder zu Bett geschickt hatte, ging er noch einmal in den Garten. Da sah er, wie eine kleine, weiße Gestalt, schon halb im Nachtkleid mit meinen Zweigen sich zu schaffen machte. Es war dein Vater. ›Georg!‹ rief der erstaunte Mann, als er ihn erkannte, ›habe ich dir nicht verboten an den Apfelbaum zu gehen!‹ – ›Ja‹ sagte dein Vater und war dem Weinen nahe, ›aber weil du so böse warst, wollte ich es wieder gut machen und habe die Äpfel alle wieder angebunden ...‹ Und als dein Großvater auf sein Bäumchen blickte, sah er, daß die Äpfel alle mit rotem Zwirn an einen Ast gebunden waren, einer neben dem andern, in einer Reihe, alle fünf.

Da beugte er sich zu seinem kleinen unschuldigen Buben herab und küßte ihn. »Geh schlafen«, sagte er, und es war ein Klang in seiner Stimme, als wollte er ihn um Verzeihung bitten, dafür, daß er ihn vorher geschlagen hatte ...

Das ist nun lange her«, fügte der Apfelbaum noch mit einem wehmütigen Rauschen hinzu, und dann schüttelte er mir wieder eine Handvoll seiner weißen Blüten auf den Tisch.

Der Mühlenstein

Den Buben von Barzdorf zu eigen

Es war in Schlesien auf einem einsamen Landschloß. Im Bücherzimmer saß der alte Freiherr und legte Karten; allein saß er da, sein Weib war auf den Friedhof gefahren. Draußen dämmerte der Abend. Er hatte das Hörrohr fortgelegt und war ganz in sein Spiel vertieft. Karo legte er an Karo, Herz an Herz; fast den halben Tisch hatte er schon bedeckt.

Währenddessen wurde es neben ihm in dem alten Spielschrank unruhig. Hinter der schweren Eichentür mit dem eingeschnitzten Familienwappen stand auf dem Brett mit aufgeklapptem Deckel ein Mühlenspiel, dessen Steine anfangen sich zu bewegen. »Was wollt ihr?« klapperten sie. Dabei wandten sich ihre Blicke nach drei Billardkugeln, die mit ihnen auf demselben Fache lagen. Diese waren aus schwerem Elfenbein und ganz neu; der Freiherr hatte sie erst kürzlich aus der Stadt mitgebracht, die eine Kugel war weiß, die andere trug einen schwarzen Ring, die dritte zwei schwarze Ringe um ihre Mitte, und immer, wenn der Landrat zu Besuch kam, wurden sie herausgenommen, und die beiden Herren spielten damit bis tief in die Nacht. Die Mühlensteine aber, die seit langem unberührt im Fache lagen, waren neidisch darauf. »Eindringlinge«, zischten sie.

»Seid nicht so laut«, erwiderten ruhig die Billardkugeln und blickten durch einen Spalt in der Schranktür. »Es ist jemand im Zimmer.«